

Einleitung

1.

Der Begriff der *Interaktivität* besaß bis vor kurzem in der Gedankenwelt der Kunstschaffenden eine erstaunliche Vorherrschaft. Sie war so drückend, daß nicht einmal ein echtes Gegenteil zur Interaktivität vorstellbar schien. Bloß ihre Abwesenheit schien denkbar: ein Zustand, in dem es keine künstlerische Interaktion gibt, – in dem also (wie in der traditionellen Kunst) die Betrachtenden "passiv" vor einem fertigen Meisterwerk sitzen, ohne irgendwelche verändernden Eingriffe an diesem vorzunehmen.

Erst eine Überlegung aus der psychoanalytischen Theorie konnte helfen, dieses von den theoretischen Souffleuren der Kunst suggerierte, kontrastarme intellektuelle Halbdunkel aufzuhellen und es mit Konturen zu versehen. Angesichts der Fernsehkomödien mit Dosengelächter (canned laughter) hat Slavoj Žižek festgestellt, daß diese Komödien über sich selbst lachen und, anstatt ihre BetrachterInnen zum Mitlachen anzuregen, es ihnen vielmehr ersparen, selbst in Heiterkeit auszubrechen. Die Fernsehkomödie lacht an ihrer Stelle; die BetrachterInnen, denen selbst kein Lächeln mehr entkommt, erheitern sich "objektiv", durch das telegene Medium – gleichsam wie eine Lachprothese.¹

Žižek hat aus dieser Beobachtung, einer von Jacques Lacan gelegten Spur folgend², vor allem Überlegungen über die Natur unserer Gefühle, Gedanken, Überzeugungen entwickelt. Diese können, so Žižek, offenbar in fremden Agenten (in anderen Personen oder sogar in Maschinen) angesiedelt sein und dennoch *unsere* Gedanken, Überzeugungen bleiben, selbst wenn wir nichts davon bemerken. Eine Fernsehkomödie kann für mich lachen, Klageweiber können an meiner Stelle trauern, eine tibetanische Gebetsmühle für mich beten, und ein Fabelwesen wie der bekannte

¹ "Selbst wenn wir also", schreibt Žižek, "von einem stumpfsinnigen Tagwerk ermüdet, den ganzen Abend nur träge auf den Bildschirm starren, können wir danach doch sagen, daß wir objektiv, durch das Medium des anderen, einen wirklich schönen Abend verbracht haben." (Žižek: *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst!* Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien. Merve, Berlin 1994 S. 50).

² S. dazu Jacques Lacan, *Das Seminar, Buch VII: Die Berlin* 1996, S. 303 ff.

"einfache Mann von der Straße" kann an meiner Stelle von Dingen überzeugt sein, die ich selbst nicht ernstnehmen kann.

Ebenso aber scheint auch eine Konsequenz für die Theorie der Kunst aus Zizeks Beobachtung ableitbar zu sein: Wenn das, was Zizek in bezug auf die Fernsehkomödie festgestellt hat, richtig ist, so handelt es sich dabei um ein Kulturprodukt, das bereits seine eigene Rezeption beinhaltet. Es ist also denkbar, daß es Kunstwerke gibt, welche die Betrachtenden nicht nur nicht zur Interaktion einladen, sondern ihnen darüber hinaus auch noch die "Passivität" des Betrachtens ersparen. War beim interaktiven Kunstwerk ein Teil der gestaltenden Aktivität vom Werk zu den Betrachtenden gewandert, so wandert hier offensichtlich die "Passivität" des Betrachtens von den Betrachtenden zum Kunstwerk. Ein Gegen-Transfer also – eine echte "negative Größe" der Interaktivität war damit entdeckt. Wir haben vorgeschlagen, dieses Phänomen als *Interpassivität zu* bezeichnen.³

2.

Dort jedoch, wo im Werk noch keine Betrachterleistungen fertig enthalten sind, scheint es eine Reihe von *interpassiven Medien* zu geben, die sich nachträglich ankoppeln lassen und das Betrachten an unserer Stelle übernehmen können. Ein typisches interpassives Medium im heutigen Alltagsgebrauch scheint der Videorecorder zu sein: Es fällt mir auf, daß ich mir kaum jemals eines meiner aufgenommenen Videos ansehe; dennoch bin ich erleichtert, meine Wunschfilme nicht versäumt zu haben. Offenbar betrachtet mein Recorder sie für mich, wie Douglas Adams bemerkt hat.⁴

Interpassive Medien können aber nicht nur das Betrachten, sondern überhaupt nahezu jede Art von Genuß für uns übernehmen. Sie sind Genuß-Maschinen bzw. stellvertretende Genuß-Personen. Und gerade das ist es, was sie für uns leisten: Fast überall, wo es ein Produkt gibt, das wir konsumieren könnten, gibt es auch Möglichkeiten, diesen Konsum von jemand anderem oder von etwas anderem erledigen zu lassen – und zwar so restlos, daß das Produkt dann als bereits fertig konsumiertes bei den Konsumentinnen und Konsumenten ankommt.

Hierin liegt die zweite wichtige, allgemeine Dimension des Begriffs der Interpassivität. Interpassivität besteht nicht nur im Delegieren der spezifischen Leistungen von Kunst-Rezeption; es ist vielmehr generell ein Delegieren von Konsumtion. Das kunstspezifische Delegieren des Lachens angesichts einer Komödie (oder auch von Furcht und Mitleid angesichts einer Tragödie) stellt einen besonderen Fall dieser allgemeinen Möglichkeit eines delegierten Konsums dar.

Und erst in diesem allgemeinen Sinn erscheint es wirklich angebracht, von einem Transfer von *Passivität zu* sprechen. Im engeren, künstlerischen Sinn dagegen hatte der Begriff der Interpassivität bloß einen polemischen Gegenbegriff zur "Interaktivität"

³ S. dazu R. Pfaller, Um die Ecke gelacht. Anmerkungen zum Paradoxon der Interpassivität, in: Falter 41/1996, S. 71; S. Zizek, Warum ist das cartesianische Subjekt das Subjekt des Unbewußten?, in: Riss. Zeitschrift für Psychoanalyse, 12. Jg., Nr. 37/38, Feb./März 1997, S. 9-27.

⁴ D. Adams, Dirk Gentlys holistische Detektei. Ullstein, Frankfurt Berlin 1993, S. 9.

gebildet und darum denselben äußerst fragwürdigen Begriff von Kunstrezeption als einer "Passivität" vorausgesetzt, wie es die Rezipientinnen und Rezipienten, die am Werk nichts verändern. Keine kreativen Leistungen erbrächten, wenn sie es betrachten und interpretieren.

Im allgemeinen, ökonomischen Sinn aber erhält das Gegensatzpaar „Aktivität/Passivität" einen präzisen Sinn, wenn es dem Gegensatz zwischen Konsumtion zugeordnet wird – d. h. dem Gegensatz zwischen Herstellen und Zunichtemachen von Konsumierbarkeit. Wieviel scheinbar „aktive“ Tätigkeit auch immer mit dem Konsumieren verbunden sein mag – es bleibt dennoch passiv, insofern es Konsumierbarkeit vertilgt, anstatt welche zu erzeugen.

In diesem Sinn läßt sich davon sprechen, daß Konsum Passivität ist und daß diese Passivität von den Konsumierenden hin zu Aktivität des Produzierens, die wir bekannermaßen gerne anderen überlassen, korrespondiert also die Passivität des Konsumierens – und auch bei ihr trachten wir offensichtlich danach, Stellvertreter für uns zu finden.⁵

Denn wo immer uns konsumierbare Objekte begegnen, versuchen wir deren Konsumierbarkeit zu vertilgen, indem wir sie mit Konsumtionsmaschinen (oder -personen) gleichsam kurzschließen: Der Witz oder die komische Szene wird, wenn nicht mit Dosengelächter, so mit einem Lachsack verbunden, die besuchte Sehenswürdigkeit mit einem Fotoapparat, die fertigen Urlaubsfotos mit neugierigen Freunden und Bekannten, das geliebte Kleidungsstück mit jemandem, der es noch tragen kann, die geliebte Person mit stellvertretenden Geliebten, das Kleinkind mit einem Babysitter oder mit Spielzeug oder einem Fernseher, und der traurige Anlaß mit einem Klageweib. Die Tröstungen der Religion werden mit einer Gebetsmühle gekoppelt oder mit jemand anderem, der an sie glaubt, die Anrufe befreundeter Personen mit einem Anrufbeantworter, und das interessante Buch mit einem Fotokopierapparat oder mit jemandem, dem man es zum Geburtstag schenkt.

Auch im menschlichen Liebesleben stellt die Interpassivität eine Konstante dar: Wo wir zum Beispiel den Genuß, aggressiv zu sein, nicht selbst konsumieren, suchen wir nach geliebten Personen, die das an unser Stelle (und auch gegen uns) tun könnten: Die zahlreichen, im Freundeskreis oft Befremden hervorrufenden Liaisonen netter, verträglicher Personen mit besonders unverträglichen, streitsüchtigen legen davon Zeugnis ab.⁶ Und gibt es schließlich nicht gerade im Bereich der angeblich genuin interaktiven elektronische Konsumtionsmaschinen – Programme und imaginäre Personen, die als virtuelle Betrachtungsagenten und Teilnahmeinstanzen anstelle der wirklichen menschlichen Personen durch die Netze surfen oder stellvertretend für sie ihre Meinungsbilder abliefern?⁷

⁵ Die medien-, subjekt- und handlungstheoretischen Aspekte dieser Fragestellung behandelt der Beitrag von Rudolf Helmstetter in diesem Band.

⁶ S. G. Senger, Ein unmögliches Paar, in: Krone Bunt, 7./8. 1997, S. 14

⁷ S. dazu die Beiträge von Fuchs, Lummerding und Zizek in diesem Band.

3.

An dieser noch lange fortsetzbaren Reihe von Phänomenen zeigt sich deutlich das Paradoxon der Interpassivität: Es gibt offenbar Personen – nennen wir sie die *Interpassiven* passiven –, die bestrebt sind, ihre Genüsse nicht selbst genießen zu müssen, und die einiges unternehmen, um stellvertretende Instanzen dafür einsetzen zu können.

Aus welchem Grund aber tun sie das? Warum werden interpassive Medien wie Dosengelächter oder Videorecorder eingesetzt? Warum also empfinde ich, der ich mir die Komödie ansehen möchte, und zwar um zu lachen, es offenbar als Erleichterung, sie nicht selbst ansehen bzw. nicht selbst lachen zu müssen? Warum erlebe ich gerade die Befreiung von meinem Genuß als einen Genuß?

Und warum bin ich andererseits, wenn ich schon von meinem Genuß befreit werden möchte, so bedacht darauf, daß jemand anderer ihn an meiner Stelle übernimmt? Kann denn etwa gerade aus dem Abgeben einer Lust eine Lust entstehen – und zwar sogar dann, wenn diese Lust nicht an geliebte, sondern an fremde Personen oder auch an Geräte abgegeben wird?

Handelt es sich um einen Versuch, die eigene Genußfähigkeit zu erweitern, indem in ein interpassives Medium als Prothese benützt⁸ - als "extension" (im Sinn McLuhans), mit deren Hilfe man auch entferntere Genüsse erreichen kann, die einem anders, mit eigenen Organen, nicht zugänglich wären? Oder könnte es sich, im Gegenteil, um eine Flucht vor dem Genießen handeln – ein panisches Vorschieben von Ersatzorganen in Genußsituationen, an denen man auf keinen Fall mit den eigenen Organen beteiligt sein möchte? Wieso aber sollte jemand vor seinem Genuß flüchten wollen?

Neben den Beweggründen, die zu dem so eigenartigen Verhalten der interpassiven Personen führen, scheinen aber auch die Mechanismen, über die es sich vollzieht, Rätsel aufzugeben. Nicht nur *warum* es Interpassivität gibt, scheint unklar, sondern auch *wie* sie funktioniert: Wieso ist also zum Beispiel das Lachen irgendeiner Person in Wahrheit *mein* delegiertes Lachen, das ich ihr übertragen habe?⁹

Denn wenn es mein Lachen ist – welches ist dann ihres? Und wenn diese Person nicht für sich selbst, sondern nur für mich lacht, weil ich das Lachen an sie delegiert habe – kann sie es ihrerseits noch weiter, an einen Dritten, delegieren? Und lacht dieser Dritte dann für sie? Aber wer lacht dann für mich?

4.

Aus der Beschreibung der Phänomene selbst geht jedenfalls deutlich hervor, daß ein der häufigsten, schnell abgegebenen Erklärungen für diese Paradoxien keine Berechtigung besitzt: Beim interpassiven Abgeben von Genuß handelt es sich keineswegs um

⁸ Zu dieser Genußdimension siehe Herbert Lachmayers historische Umriss der "interpassiven Leidenschaft" in diesem Band.

⁹ Das Phänomen des sogenannten »Dosengelächters« untersucht Hans Georg Nicklaus in seinem Beitrag zu diesem Band.

Fälle von Askese. Denn die Resultate sind noch viel aufwendiger als der Genuß selbst: Man leistet keinen "Konsumverzicht"; vielmehr braucht man zusätzlich zum Genußobjekt immer auch noch eine Verbrauchsmaschine, die meist Geld kostet.

Hieran anschließend läßt sich eine Überlegungen zu einer umgekehrten, „negativen“ Ökonomie entwickeln. Ein interpassiver Biertrinker beispielsweise könnte nicht nur das Bier bezahlen und es jemand anderen trinken lassen; er könnte darüber hinaus auch zum Kellner sagen: "Ich bezahle Ihnen den doppelten Preis, wenn sie mir nicht nur das Bier bringen, sondern es auch noch für mich trinken“. Anstatt wie in den uns geläufigen Ökonomien dafür zu bezahlen, daß man ein Genußobjekt bekommt, könnte man in einer negativen Ökonomie dafür bezahlen, daß man die Objekte nicht selbst konsumieren muß.¹⁰ In ähnlicher Weise sollen im alten China die Ärzte bezahlt worden sein: Sie erhielten ihren Lohn, solange man sie nicht benötigte; erkrankte der Kunde bzw. Patient, so setzten die Zahlungen aus.¹¹ Das Beispiel eines neuen Restaurants in Tel Aviv, wo man dafür bezahlt, daß man nichts auf den Teller bekommt, scheint die Aktualität dieser Idee zu belegen.¹²

Wichtig ist auch zu betonen, daß die interpassive Verbindung eines Genußobjekts mit einer Genußmaschine stets dazu dient, vom Objekt nichts mehr übrig zu lassen. Das Bierglas kommt geleert beim interpassiven Trinker an, das Gedeck leer beim interpassiven Gourmet, die aufgezeichneten Videobänder werden niemals angesehen, das fotokopierte oder verschenkte Buch bleibt ungelesen, und für interpassive Autobesitzer fährt neuerdings ein Künstler ihr Fahrzeug vollständig zu Schrott.¹³

Interpassive Medien sind also keineswegs bloß Medien der Verfeinerung wie etwa ein Vorkoster oder ein Zigarettenfilter, die dazu bestimmt sind, im Sinn einer Arbeits- (und nicht Genuß-) Leistung nur das Beste oder Bekömmlichste des Genußobjekts zu den GenießerInnen gelangen zu lassen und das Übrige zu absorbieren. Filter erzeugen bzw. erhöhen Konsumierbarkeit; interpassive Medien dagegen vertilgen sie.

Es mag unbestritten sein, daß manche, mehrfach einsetzbare Medien sich für eine Filterfunktion eignen (z. B. Babysitter als Baby-Filter, Speichermedien wie Video als Zeit-Filter, Chauffeur als Filter für die Mühen der Fahrt etc). Aber es muß festgehalten werden, daß zahlreiche Phänomene eine solche Erklärung generell nicht zulassen und daß es sich selbst dort, wo solche Erklärungen gerne abgegeben werden, oft um "Deckerklärungen" handelt – um Scheinlösungen, die eher dazu da sind, das Problem durch Angleichung an vertrautere Probleme unkenntlich zu machen, als es zu lösen.

¹⁰ Der Autor dieses Gedankens ist Dieter Bandhauer. Er hat mir diese Idee, die zur Entdeckung der Interpassivität einen wichtigen Anstoß lieferte, vor vielen Jahren mitgeteilt.

¹¹ S. ORF-Nachlese, Juni 1996, S. 64.

¹² S. dazu Charles A. Landsmann, Wein aus leeren Flaschen, in: Der Tagesspiegel, 19. April 1998, S.32.

¹³ S. dazu Angelika Stepken: Künstler fährt Auto zu Schrott. Ökologische Dienstleistung: Ronald Eckelt bietet Auto-Crashes an, in: Zitty 9/98, S. 54

5.

Die paradoxen Fragen der Interpassivität – sowie die Schwierigkeit, sie hinter den zahlreichen Deckerklärungen überhaupt klar zu erkennen und zu stellen – liefern eine zugleich erheiternde wie ernstzunehmende Herausforderung an die Philosophie und an verwandte Disziplinen. Und es scheint nur wenige Theorien zu geben, die beim Versuch einer Lösung Unterstützung bieten könnten.

Der psychoanalytischen Theorie dürfte dabei eine Schlüsselrolle zukommen. So hat Sigmund Freud in seinen Überlegungen zu Fetischismus und Ichspaltung eine Figur entwickelt, die dem Problem eines delegierten Konsums Rechnung zu tragen scheint: Wie Freud bemerkt, wird im Fetischismus eine schöne Illusion, eine "wunschgerechte Einstellung"¹⁴ an jemand anderen delegiert. Der Fetischist hat eine enttäuschende oder sogar erschreckende Realität für sich selbst zur Kenntnis genommen; die früher vorhandene, nunmehr „falsifizierte" wunschgerechte Einstellung aber wird von ihm nicht völlig aufgegeben, sondern weiterhin offenbar für irgendjemanden glaubhaft gemacht – mithilfe von Beweisstücken, an die er selbst nicht glaubt: den Fetischen.

Gleichgültig, ob es sich bei der Illusion um die Annahme handelt, daß alle Menschen einen Penis besäßen, (wie es, Freud zufolge, der Fetischist glauben möchte) oder um irgendein anderes aus irgendwelchen Gründen wünschenswertes Bild der Wirklichkeit – offenkundig handelt es sich hier um einen Transfer von Passivität im zuvor bestimmten Sinn: Es gibt ein Produkt, nämlich eine schöne Illusion, die man konsumieren könnte, indem man an sie glaubt. Aber man nimmt diese Konsumtion nicht selbst vor, sondern versucht dies von jemand anderem besorgen zu lassen.

Diese von Freud entwickelte Figur einer Delegation von Glaubenshaltungen und wünschenswerten Überzeugungen kann noch eine besondere Radikalisierung erfahren: Solche "psychischen" Tatsachen können nicht nur in ausgelagerter Form, ausgeübt von fremden Agenten, vorliegen; sie könnten vielmehr in bestimmten Fällen sogar durch eine solche Auslagerung allererst zustandekommen. In diese Richtung zielen die Überlegungen von Octave Mannoni zur besonderen psychischen Natur von religiösem und anderem Glauben.¹⁵

Glaube (*croyance*), so Mannoni, ist das Gegenteil eines religiösen Bekenntnisses (*foi*): Während man ein Bekenntnis für sich selbst – meist stolz – in Anspruch nimmt, will man mit einem Glauben meist nichts zu tun haben. Er existiert nur in einer flüchtigen, schwer greifbaren Form, oft als Zuschreibung an andere Trägerinnen oder Träger.¹⁶ Es gibt dann keinen Gläubigen, der selbst vom jeweiligen Glaubensinhalt

¹⁴ S. S. Freud, *Fetischismus*. Studienausgabe, Bd. III. Fischer, Frankfurt 1989, S. 387.

¹⁵ S. dazu O. Mannoni, *Je sais bien, mais quand même ...*, in: ders., *Clefs pour l'Imaginaire ou l'Autre* Sckne. Seuil, Mayenne 1985, S. 9-33.

¹⁶ Die ähnlich ungreifbare Existenzform ästhetischen Gefallens (sowie die Übergänge von ‚*croyance* zu *foi*“ in Fragen des künstlerischen Geschmacks) untersucht Mladen Dolar in seinem Beitrag, einem Kommentar zu dem literarischen Text von Villiers de l'Isle-Adam (beide in diesem Band).

überzeugt wäre oder dies von sich behaupten würde. Der Glaube an den Weihnachtsmann beispielsweise wird hergestellt und aufrechterhalten, indem er den Kindern unterstellt wird; in bestimmten afrikanischen Kulturen werden Maskenkulte gepflegt, wobei erklärt wird, man selbst wisse nicht mehr, was diese Kulte einmal bedeutet haben, die Ahnen hingegen hätten es gewußt und an die Masken geglaubt.¹⁷ Ganze Religionen könnten somit nach einem solchen Prinzip aufgebaut sein: Jeder hält einen anderen für den "wirklichen", naiven Gläubige – ohne daß dieser aber existieren muß.

Solche "Illusionen für andere" können schließlich, wie Mannoni zeigt, sehr eigenartige Formen annehmen. Etwa beim Zaubertrick: alle Anwesenden wissen, daß nicht wirklich gezaubert wird, dennoch aber fordern sie, daß die Illusion perfekt sei. Anders als beim Glauben an den Weihnachtsmann – wo die Illusion zwar von den Erwachsenen selbst zurückgewiesen, aber unter der Bedingung aufrechterhalten wurde, daß in den Kindern neue Träger für sie auffindbar waren – wird sie hier zurückgewiesen (durchschaut), aber (in der Forderung nach Perfektion) aufrechterhalten, ohne daß neue Träger auch nur andeutungsweise in Sicht wären. Dasselbe gilt, so Mannoni, für das Theater: auch hier wird eine Illusion in Szene gesetzt, die von allen durchschaut wird; alle aber verhalten sich dennoch so, als gäbe es ein Geheimnis, welches vor irgendjemandem bewahrt werden muß.¹⁸ Die theatralische Illusion wird an unbekannte Adressaten delegiert.

6.

Mannonis Analyse scheint uns folglich zwei verschiedene Mechanismen der Interpassivität vorgeführt zu haben. Der erste besteht darin, daß jemand annimmt, jemand anderer würde für ihn bzw. sie etwas Bestimmtes (z.B. eine Illusion) genießen. Ein Hundebesitzer beispielsweise kann sich verkleiden und sich dann amüsieren, wenn es scheint, als würde sein Hund ihn nicht erkennen. Es handelt sich dabei um einen Lustgewinn, der durch *Unterstellung* zustandekommt. Die Illusion ist hier manifest; und ebenso die Tatsache ihrer Zuschreibung an jemand anderen.

Der zweite Mechanismus dagegen besteht darin, daß jemand sich so verhält, als ob die Wirklichkeit in einer bestimmten Weise beschaffen wäre – und zwar ohne daß er/sie selbst oder irgendjemand sonst davon überzeugt sein muß. Ein Gelehrter beispielsweise, der in einer Bibliothek Texte fotokopiert hat, kann so befriedigt nach Hause gehen, als ob er die Texte auch bereits gelesen und studiert hätte – auch wenn ihm selbst durchaus bewußt ist, daß es sich nicht so verhält. Hierbei handelt es sich um einen Lustgewinn, der durch *Betätigung* zustandekommt. Die Illusion ist in diesem

¹⁷ S. Mannoni, ebd., S. 9.

¹⁸ S. O. Mannoni, *Eillusion comique*, in: ders., *Clefs pour l'Imaginaire ou l'Autre Scène*. Seuil, Mayenne 1985, S. 163 f - Mit dieser "fetischistischen" Dimension ästhetischen Genusses dem Gefallen an einer durchschauten Illusion) beschäftigt sich der Beitrag von Henry Krips in diesem Band.

Fall latent; ihre Wirksamkeit in der Situation fällt nicht auf, so wird sie auch niemandem bewußt unterstellt.

Insbesondere dieser zweite Mechanismus der Interpassivität, der „Betätigungs-Typ“, erscheint für die Analyse interessant. Und er ist nicht immer leicht erkennbar: Interpassive Personen verfolgen ihre Leidenschaft des Betätigens nämlich meist in Heimlichkeit. Die Videofreunde lassen sich beim beflissenen Programmieren ihrer Geräte nur ungern erwischen; auch auf den Hinweis, daß sie ihre Aufnahmen ja niemals betrachten können, wenn ihre Recorder ständig mit weiterem Aufnehmen befaßt sind, oder daß die Länge der gesammelten Videobänder bereits ihre eigene noch zu erwartende Lebenszeit übersteigt, reagieren sie oft unwirsch.

Und mit einigem Recht, möchte man sagen: Denn daß sie sich so verhalten, als ob ihre Recorder für sie fernsehen könnten, bedeutet keineswegs, daß sie davon auch überzeugt wären und deshalb eines aufklärenden Hinweises bedürften. Ähnlich wie Mannoni hat Ludwig Wittgenstein darauf hingewiesen, daß abergläubisches Verhalten keineswegs auf einer abergläubischen Überzeugung beruhen muß.¹⁹

Vielmehr scheinen eine aufgeklärte Überzeugung und abergläubisches Handeln nebeneinanderzubestehen und ihre jeweilige Existenz gerade ihrer scharfen Trennung zu verdanken. So, wie sie den intellektuellen Kosmos ihrer Überzeugungen gegen die Unterstellung von Aberglauben verteidigen, schützen die Interpassiven andererseits ihren Betätigungsraum gegen die Forderung nach Übereinstimmung mit ihrem intellektuellen Kosmos. Sie erhalten sich damit eine Sphäre kleiner, unbedeutend scheinender Handlungen, die, eigentümlich unproduktiv, ihnen dennoch heilig sind: darum ertragen sie keine Einmischung durch uneingeweihte Außenstehende.

7.

Diese Ähnlichkeit der interpassiven Betätigungen mit religiösen Verrichtungen legt es nahe, von *Ritualen der Interpassivität* zu sprechen. Daß solche Rituale mitunter kaum als solche, geschweige denn als Erscheinungsformen von Interpassivität erkennbar sind, liegt nun nicht allein daran, daß sie oft im Verborgenen ausgeführt werden. Es ist vielmehr darin begründet, daß in diesen Ritualen die interpassiven Medien gleichsam verschwinden können. Denn die Verlagerung des Genusses verläuft von den Personen zu ihren sich verselbständigenden Handlungen: kleine Ersatzhandlungen ersparen ihnen größere Genußhandlungen. Die Objekte, an denen sie vollzogen werden, sind dabei aber oft nicht mehr als Genußmaschinen erkennbar, auch wenn ihre Betätigung tatsächlich persönliches Genießen ersetzt.

Für bibliomane Personen beispielsweise erledigt das Erwerben eines Buchs dessen Lektüre. Während beim ähnlich gelagerten Fotokopieren noch ein Verbrauchsmedium neben dem Handeln dingfest zu machen ist, ist bei der Bibliomanie überhaupt nur noch das Handeln – das nur in kleinen Details seine Auffälligkeit verrät – erkennbar.

¹⁹ S. L. Wittgenstein, Bemerkungen über Frazers Golden Bough, in: ders., Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften, hg. u. übers. v. J. Schulte. Suhrkamp, Frankfurt 1989, S. 29-46.

Daß jemand ein Buch haben möchte, erscheint ja zunächst nicht ungewöhnlich, wenn man den Wunsch, es zu lesen, voraussetzt.

Nur an einer ungewöhnlich gesteigerten Dringlichkeit verrät es sich manchmal, daß Bedürfnis entspringt, es dank seines Erwerbs nicht lesen zu müssen. Als erworbenes ist das Buch dann vom konsumierbaren Objekt zu einer eigenen Konsumtionsmaschine geworden: Solange es da ist, braucht man es nicht aufzuschlagen, weil seine Anschaffung und sein materielles Besitzen das Lesen ersetzt. (Das plötzliche Fehlen eines ungelesenen Buches an seinem gewohnten Platz im Regal hingegen wird von seinen bibliomanen Besitzern mit Panik wahrgenommen: als wäre die Aufgabe, es zu lesen, nun auf sie selbst zurückgefallen.)

In ihrer Dringlichkeit sind solche Ersatzhandlungen den interpassiven Personen heilig, auch wenn sie keinen Sinn zu haben scheinen, weil sie nichts produzieren (vielmehr ersetzen sie ja das Konsumieren). Sie sind unaufschiebbar und, anders als Arbeitsvorgänge, selbst nicht leicht delegierbar: daß jemand anderer (z.B. eine nahe öffentliche Bibliothek) das Buch besitzt, kann einen Bibliomanen kaum beruhigen. In höherem Maß als die produktiven Handlungen bedürfen sie sorgfältiger persönlicher Ausführung und periodischer Wiederholung.

Interpassive Handlungen haben also immer Ritualcharakter. Aber könnte man nicht auch das Umgekehrte behaupten? Haben Rituale nicht immer auch interpassiven Charakter? Sind sie nicht immer durch einen Moment der Verselbständigung und Delegation gekennzeichnet – alleine schon in ihren automatisierenden Wiederholungen? Müßte man also von einer grundlegenden *Interpassivität der Rituale* sprechen?

Dafür scheint es recht deutliche Hinweise zu geben: Ersetzt nicht zum Beispiel die brennende Kerze im Sakralraum eine schon nach Hause gegangene religiöse Person? Präsentiert das Denkmal im öffentlichen Raum die Erinnerungsarbeit nicht als eine bereits vom Denkmal selbst erledigte? Und hat man es den Ritualen ziviler Höflichkeit ("Wie geht's?") nicht immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß sie in ihrem billigen Automatismus jede wirkliche Besorgnis um ersparen?

Haben Rituale demnach etwa die Funktion, die Leute gerade von dem freizustellen, was im Ritual als dessen konsumierbares Gut verhandelt wird? Ist die Umgangsform ein Ersatz für persönlichen Umgang, der staatliche Kult eine Ausflucht von der Erinnerung, die Religion eine Abwehrbewegung gegen das Heilige?

Hier deutet sich die Relevanz einer Theorie der Interpassivität – jenseits aller der Interpassivität eigenen Rätsel und Paradoxien – an. Als Theorie der Rituale eröffnet sie möglicherweise eine neue Perspektive auf jene Mechanismen, welche ganze Gesellschaften zusammenhalten: Gibt es vielleicht Vergesellschaftungsprozesse, die gerade über Abwehrbewegungen gegen das Gesellschaftliche verlaufen? Existieren Mechanismen, welche die Individuen nicht mithilfe mehr gerade mithilfe von deren *Abstandnahme gegen solche Überzeugungen* erfolgreich ins Soziale einbinden?

8.

Zur Klärung solcher Fragen kann es nützlich sein, zu den Paradoxien der Interpassivität zurückzukehren und die seltsamen Leidenschaften der Interpassiven, ihre *interpassiven Passionen*, einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. So, wie es zwei Mechanismen der Interpassivität (Unterstellung und Betätigung) gibt, scheint es auch zwei Arten interpassiver Lusterfahrung, zwei "Tribschicksale" der Interpassivität, zu geben.

Zunächst handelt es sich um die Interpassivität als *Neurose*: Insbesondere die Dringlichkeit der Durchführung kennzeichnet interpassive Betätigungen als Entsprechungen der religiösen Rituale. Und beide, interpassive Betätigungen und religiöse Rituale, erweisen sich an diesem Charakterzug als Formen eines zwangsneurotischen Zeremoniells: Es sind, knapp gesprochen, Abwehrmaßnahmen gegen eine bestimmte, verdrängte Lust, die zugleich unbemerkt etwas von dieser abgewehrten Lust wiederbringen. So hilft die Pornojagd dem frommen Pornojäger bei der Abwehr sexueller Lust, jedoch nicht ohne selbst einen Anteil solcher Lust mitzuliefern. Ebenso dient den Videofreaks das Aufnehmen von Fernsehsendungen als Abwehr gegen die Lust, das Fernsehen bleiben zu lassen, jedoch nicht ohne selbst gerade dieser Lust weitgehenden Durchbruch zu verschaffen.

Allerdings wird diese Wiederkehr der verdrängten Lust von den Ausübenden nicht als solche erfahren. Sie erleben ihre Betätigung als vorübergehende Erleichterung, ihre Dringlichkeit aber als Zwang und nicht als lustvolle Passion. Diese Unfähigkeit, die eigene Lust als solche zu erfahren, ist kennzeichnend für das Tribschicksal der Neurose. Gerade die psychoanalytische Theorie der Zwangsneurose erscheint darum als ein unverzichtbares Element einer Theorie der Interpassivität.²⁰

Die para-religiöse Zwangsneurose aber ist nicht das einzig mögliche Tribschicksal der Interpassivität. Denn auf der anderen Seite gibt es auch den helllichtigen Typ interpassiver Personen, die sich selbst über die Bedeutung ihres Tuns durchaus im klaren sind. Sie wissen, daß sie nicht fernsehen oder dabei lachen wollten, und sind froh, durch einen kleinen Trick dem Fernsehabend oder der Erheiterung entkommen zu sein. Während die *interpassiven Neurotiker* unfähig sind, ihr eigenes Tun als lustvoll zu erfahren, haben wir hier ihr Gegenteil vor uns: die *interpassiven Perversen*.²¹ Ganz ähnlich wie beispielsweise die Fetischisten freuen sie sich an ihren Lustquellen sowie daran, daß diese leicht und heimlich zu haben sind, da niemand anderer sie erkennen und sie ihnen streitig machen kann.²² Und genau wie die Fetischisten delegieren sie ihre "wunschgerechten Einstellungen" und beziehen daraus Lust. Sie sind also tatsächlich imstande, das Delegieren ihrer Genüsse als Genuß zu erleben.

²⁰ S. dazu vor allem den Beitrag von Edith Seifert in diesem Band.

²¹ Sigmund Freud bezeichnete bekanntlich die Neurose als das "Negativ" der Perversion (S. Freud, Die 'kulturelle' Sexualmoral und die moderne Nervosität. Studienausg., Bd. IX Fischer, Frankfurt 1989, S. 20 f).

²² Zum Verhältnis von Interpassivität und Perversion siehe den Beitrag von August Ruhs in diesem Band.

9.

Als Herausgeber dieses Bandes war ich schon aufgrund der Vielschichtigkeit der angeführten Fragestellung darauf bedacht, viele andere mit ihr zu befassen. Da dies, wie zu sehen ist, nicht dazu geführt hat, daß ich mich selbst einer solchen Beschäftigung hätte entschlagen können, bezweifle ich, ob das Anregen der anderen zum Verfassen der vorliegenden Beiträge selbst als ein typisches Beispiel von interpassivem Verhalten betrachtet werden darf. Sollte es dennoch so sein, so kann ich versichern, daß meine Seite jedenfalls nicht die der Neurose, sondern die der interpassiven Perversion ist: Ich bin mir vollkommen im klaren über die lustvolle Natur, die diese Unternehmung für mich besitzt, und ich bin mir keineswegs sicher – wenngleich ich es hoffe –, daß anderen der Genuß gänzlich nachvollziehbar ist, den es für mich bedeutet, mein Wort "Interpassivität" in den Texten anderer wiederzufinden. Von Autorinnen und Autoren noch dazu, die ich in hohem Maße schätze. Nicht zuletzt deshalb übrigens, weil ich an ihnen eine bestimmte intellektuelle Haltung wahrnehme, die mir für das Denken wichtig scheint: *esprit* – die großzügige Fähigkeit, auch einem auf den ersten Blick vielleicht absurd anmutenden Einfall die ernsthafteste theoretische Neugier zu widmen; sowie die Entschlossenheit, dem Amusement die Aufenthaltserlaubnis unter den Erkenntniskräften nicht von vorneherein, ohne Asylverfahren, zu verweigern.